

wo das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit herrscht, dieses Bewußtsein fehlt aber den Ladinern Tirols aus den bereits angedeuteten Gründen. Auch scheint es an Begebenheiten gefehlt zu haben, die sich in historischen Volksliedern hätten spiegeln können; nicht einmal das Liebeslied, welches ja bekanntlich den größten Theil der Volkslieder in anderen Ländern auszumachen pflegt, hat in Ladinien ein Heim gefunden, ebensowenig das Jägerlied. Am meisten zu Ehren sind Gelegenheitsgedichte gekommen; in dieser Hinsicht können einige poetische Versuche gelegentlich des Regierungsantritts des Fürstbischofs von Trient, des Grafen Vigilius Thun, aus dem Jahre 1776 im Nonsberger Dialect von einem gewissen Nardoletto Cirio und Siet da Cles erwähnt werden; in derselben Mundart besitzen wir einige Hochzeitslieder, darunter eines aus dem Jahre 1777 von Siet da Cles, das Bezug hat auf die Heirat eines Grafen Matthäus Thun. Andere poetische Versuche, theils Primiz-, theils Inthronisationslieder, die sich fast ausschließlich auf Nonsthal und Enneberg beschränken, verdienen höchstens in sprachlicher Hinsicht Erwähnung. Die einzige poetische Erscheinung von einiger Bedeutung auf dem ladinischen Sprachgebiete Tirols sind die 1885 in Innsbruck herausgegebenen „Rimes Ladines“. Der Vers-, Reim- und Strophenbau der erwähnten Versuche lehnt sich an das Italienische an.

Vollksleben in Vorarlberg.

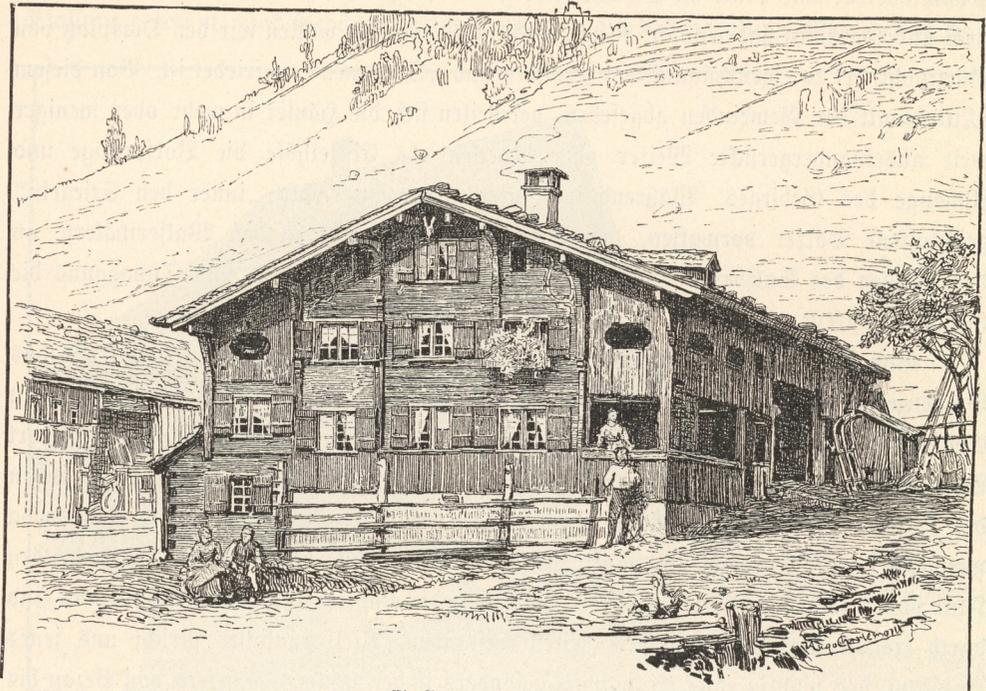
Es ist nicht leicht, den Charakter der Vorarlberger als einen einheitlichen zu kennzeichnen; die Bewohner des kleinen Landes sind ja weder gleicher Abstammung, noch gehörten alle bis in unser Jahrhundert herein dem nämlichen Staate an, überdies erfreuten sich auch die einzelnen Gerichte der österreichischen Herrschaften infolge ihrer mannigfaltig abgestuften Freiheiten und Rechte einer ganz eigenthümlichen Entwicklung. Die Gliederung des Gebietes in Thalschaften, die Gegensätze des Klimas, die Verschiedenheit der Beschäftigung und Lebensweise in den Bergen und im tiefer gelegenen „Lande“ war hier wie überall von einschneidender Wirkung. Und doch läßt sich ein gemeinsames Gepräge des Völkchens nicht verkennen. Das Alamannenthum hat den Romanismus des südlichen Churwalgengaus gänzlich bezwungen; die eingewanderten Walser haben bei diesem Vorgang redlich mitgeholfen und müssen selbst als ein wichtiger Bruchtheil alamannischen Volksthums gelten. Ist das schwäbische Wesen nichts Anderes als eine Abschwächung des alamannischen, so macht sich diese hier nur im äußersten Norden bemerkbar; im Osten aber hielt eine hohe Gebirgsmauer von je die Einwirkung tirolischer Art fern. Auf den alten Landtagen gab es nur Bürger und Bauern, Adel und Geistlichkeit waren dort unbekannt. Dieser Umstand, reichlich zugemessene Freiheiten, die Möglichkeit einer selbstständigen Ausgestaltung der kleinen Gemeinwesen und die Nachbarschaft vieler Reichs-

städte, der helvetischen Orte Appenzells und Bündens verliehen dem Vorarlberger Selbstbewußtsein und dadurch ein ungezwungenes Benehmen im Verkehr mit Höheren, das er bis heute bewahrt hat. Nehmen wir noch die fortschrittlich betriebene Landwirthschaft und die mächtig herangewachsene Industrie, so erklärt es sich, daß das Ländchen schon auf manchen aufmerkamen Beobachter fast den Eindruck eines Cantons der Schweiz machte. Wie jenseits des Rheins behauptet auch diesseits der Verstand ein gewisses Übergewicht über das Gemüth. Man rühmt immer die schnelle Auffassung und das anstellige Geschick des Vorarlbergers. Das Ländchen hat viele Mechaniker und Baumeister, auch namhafte Bildhauer und Maler, aber nur wenige Dichter und eine noch geringere Zahl von Tonkünstlern hervorgebracht. Des Vorarlbergers Fleiß und Betriebsamkeit verdienen alles Lob; doch tritt die hohe Bewerthung von Erwerb und Besitz manchmal sehr einseitig hervor. Dem ausgebildeten Verstande entspringen kritische Erwägung und scharfes Urtheil. Seine Meinungen kleidet der Vorarlberger leicht und gern in Worte, daher ist er ein Freund munterer Unterhaltung und weiß dieselbe durch treffenden Witß und beißenden Spott zu würzen; es artet aber seine Beredtbarkeit nicht selten in Redseligkeit, seine Hänselei in Streitfucht aus. Sein Selbstbewußtsein steigert sich wohl zur Eitelkeit, seine Vorliebe für die Heimat bekommt den Beigeschmack des Cantönligeistes. Der Sinn des Volkes für Gerechtigkeit und Billigkeit und für edle Wohlthätigkeit hat sich oft bewährt. Wenn in den Industriebezirken Hang zum Wohlleben und Aufwand sich zeigt, so finden wir hingegen wieder Sinn für echte Häuslichkeit, für ein behagliches Heim und rühmliche Pflege der Reinlichkeit. Diese letztere tritt namentlich in Mittelberg, im Bregenzerwalde, auf dem Tannberg und im Montavon hervor. Des Vorarlbergers Vaterlandsliebe hat sich im Laufe der Jahrhunderte glänzend bewiesen. Aufrichtige religiöse Gesinnung finden wir zumal in den hohen Thälern — „da dreht sich Alles um Gottesdienst und Tageswerk“, wie schon Ludwig Steub bemerkt.

Die Bewohner der einzelnen Landestheile zeigen besondere Eigenschaften. Im unteren Rheinthal finden wir mehr Lebenslust, mehr Freude an Sang und Klang, mehr Gemüthlichkeit als im oberen. Der Vorderwälder gibt sich offener und mittheilsamer als der Hinterwälder, der bedächtiger und verschlossener seine Wege geht. Außerhalb seiner Marken gilt der Wälder als stolz, aber auch als vorsichtig und stark beeinflusst vom Willen der Gattin. Dagegen sagt der Mittelberger: „Als bisle Schnaps und as bisle Wiberroth (Weiberrath) ist guot, aber ja vo keim Theil z'viel.“ Der Mittelberger ist selbstbewußt, gastfreundlich und wohlthätig; wie seinem Better im oberen Walsertal ward ihm viel Mutterwitz verliehen, den er in „Wasserreden“ äußert. Den Walsern wird überhaupt Schlaueit zugeschrieben, noch mehr den Montavonern. Sparsamkeit, Fleiß und Ehrliche sind Haupttugenden der letzteren. Die Wanderlust der Vorarlberger zu geschäftlichen

Zwecken erreicht in Montavon den Höhepunkt; die zurückgekehrten Händler und Arbeiter zeigen Schliff und Gewandtheit, nehmen jedoch manchmal den Mund etwas voll. Sie verbrauchen daheim im Allgemeinen nicht viel, schlagen aber wohl im Wirthshaus mit dem vollen Beutel auf den Tisch oder lassen Goldfische auf demselben rollen.

Wir haben bereits der Reinlichkeit gedacht, die in vielen Theilen des Landes herrscht. Besehen wir uns also die Ortschaften, die Wohnungen und Trachten!



Ein Bregenzerwälderhaus.

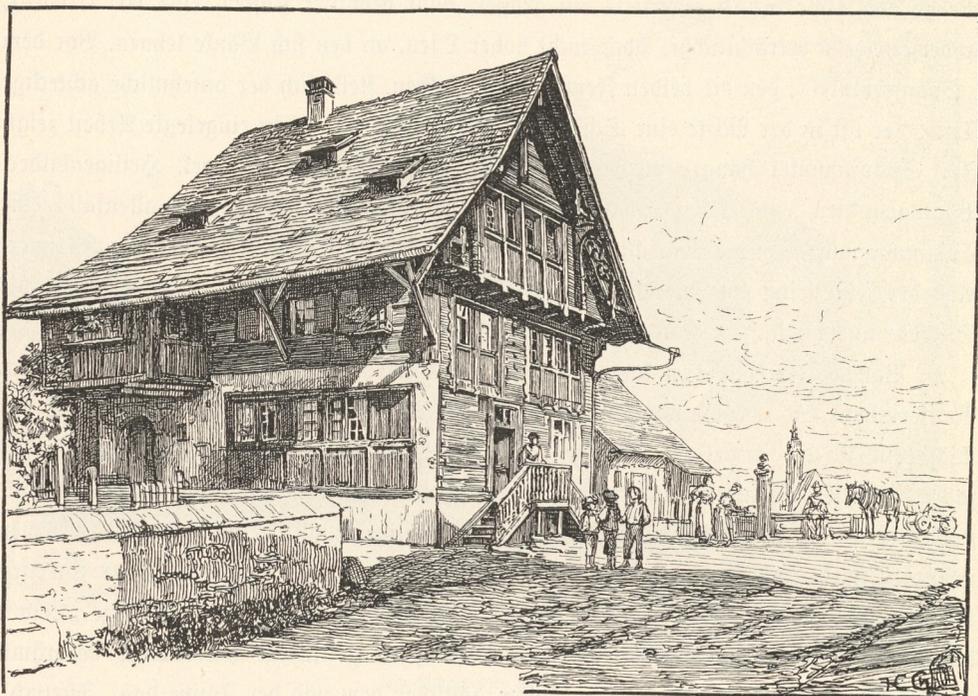
Die kleinen Städte des Landes machen selbst in ihren älteren Theilen einen freundlichen Eindruck. Ihr Grundriß zeigt eine gewisse Regelmäßigkeit. Die Gassen sind zumeist nicht enge, besonders in Feldkirch trefflich gepflastert, rein gefegt und streckenweise mit Laubengängen versehen. Die zwei- oder dreistöckigen Häuser blicken, getüncht oder in einzelnen Fällen bemalt, freundlich in die Welt, tragen aber in ihrem Außern nur selten das Gepräge der Alterthümlichkeit. Einzelne Thürme, Thore und Reste der Stadtmauern ziehen den Blick des Beschauers auf sich. Über Bregenz ragt die Altstadt wie eine weitläufige Burg empor, über Bludenz die Kirche und das Schloß Gayenhofen, über Feldkirch die Schattenburg. Um die Städte haben sich in unserem Jahrhundert Fabriken und Arbeiterhäuser, Villen der Reichen und allerlei ländliche Gebäude erhoben; nur Bregenz hat es zu förmlichen neuen Straßen gebracht. An der Heerstraße, welche vom Arlberg ins

Rheinthäl und an den See führt, haben sich „Straßendörfer“ entwickelt; ihr Stamm ist stark in die Länge gezogen, treibt aber oft nach rechts und links Äste und Zweige. Das größte Wesen dieser Art ist Dornbirn. Auch Ortschaften, die von der gegenwärtigen Hauptstraße abliegen, gehören hieher; so z. B. Ludeſch, das im Volksmund den bezeichnenden Namen „das lange Dorf“ führt. Häufig scharf sich eine Anzahl Häuser, oft nur wenige, in der Nähe der Kirche zusammen und umschließt einen Platz, der manchmal „Hof“ genannt wird; man denke an Schwarzenberg und Lingenau! Auch Schruns, St. Gallenfirch und Gajshorn haben solche Ringe, und nicht vergessen wollen wir den Dorfplatz von Gurtipohl, der so eigenthümlich von Häusern und „Schermen“ umfriedet ist. Von diesem Mittelpunkt der Gemeinden abgesehen, vertheilen sich die Häuser in mehr oder weniger weit auseinandergerückte Weiler oder bedecken als Einzelhöfe die Vorsprünge und Abhänge des Gebirges. Während im hinteren Bregenzerwald „inner den Stiegeln“ geschlossene Dörfer vorwalten, lagern im Vorderwald und in den Walsertthälern, an den Halben des Sulzbergs und auf den Gehängen über Schruns und Tschagguns die Gehöfte zerstreut.

Von den Häusern wollen wir nur wenige Typen hervorheben. Wenn wir das Bregenzerwälderhaus zuerst erwähnen, so geschieht es, weil im Walde die stattlichsten Gebäude ragen. „Man sollte nicht denken“, schrieb vor fast einem halben Jahrhundert Vater Steub, „daß zwischen hölzernen Häusern ein solcher Abstand sein könnte, wie zwischen den Hütten in Dux und den Palästen im Bregenzerwald.“ Vor seinem Geiste standen da wohl die zweistöckigen im schuppigen Schindelpanzer prangenden Gehöfte der lachenden Flur von Andelsbuch. Diese vertreten aber nicht die einheimische Bauweise, sondern sind durch fremde Einflüsse in unsern Zeiten entstanden. Viel traulicher spricht uns jenes Haus an, das noch in edler Einfachheit besonders in den hinteren Dörfern von Bezau bis Schoppernau gefunden wird. Auf gemauerter Grundlage erhebt sich der einstöckige Bau aus behauenen Blöcken mit sanftanlaufendem, weit ausladendem und steinbeschwertem Schindeldach. An einer, manchmal auch an beiden Langseiten zieht ein „Schopf“ hin, eine Vorhalle, die durch eine Brustwehr und mehrere Säulen, welche die „Laube“ tragen, gegen außen abgegrenzt wird. Ein solcher Schopf ist das eigentliche Merkmal des Wälderhauses; er dient im Sommer als Speise- und Sprechsaal und manche Stickerin sitzt den größten Theil des Tages dort. Durch ihn tritt man auch in das Haus. An älteren Häusern sieht man noch dunkle Bemalung, Sprüche und Fahrzahlen, aber auch von ihnen wurden viele mit einem Schindelpanzer bekleidet. Vom Eingang gelangen wir in die Küche und von ihr in die Stube und den Gaden. Im ersten Stockwerk sind außer der Laube noch Kammer, Hinterkammer und Dille untergebracht. Die Stallung liegt unter demselben Dach wie das Haus. Dies ist auch beim Rheinthaler Hause der Fall, dessen

schönste Vertreter in Dornbirn und Umgebung stehen. Aber selbst die einfacheren Gebäude bieten keinen unerfreulichen Anblick. Sie weisen Holz- und Riegelbau, hohe ziegelgedeckte Satteldächer mit Aufschieblingen, die Dreiecksverbindungen von Schwellen und Pföfchen beim Auflager der äußersten Giebelsparren auf den Dachsetten, zwei, drei und mehr Fenster nahe aneinandergerückt, geschirmt von Vordächern und geschützt durch Laden, welche meistens von unten nach oben gezogen werden. Der Schindelpanzer ist hier allweg daheim.

In den Walsertälern, auf dem Tannberg und im Montavon stehen Haus und Stallung getrennt. Das Gebäude, welches man jetzt als das eigentliche Montavoner Haus



Ein Rheinthalers Haus.

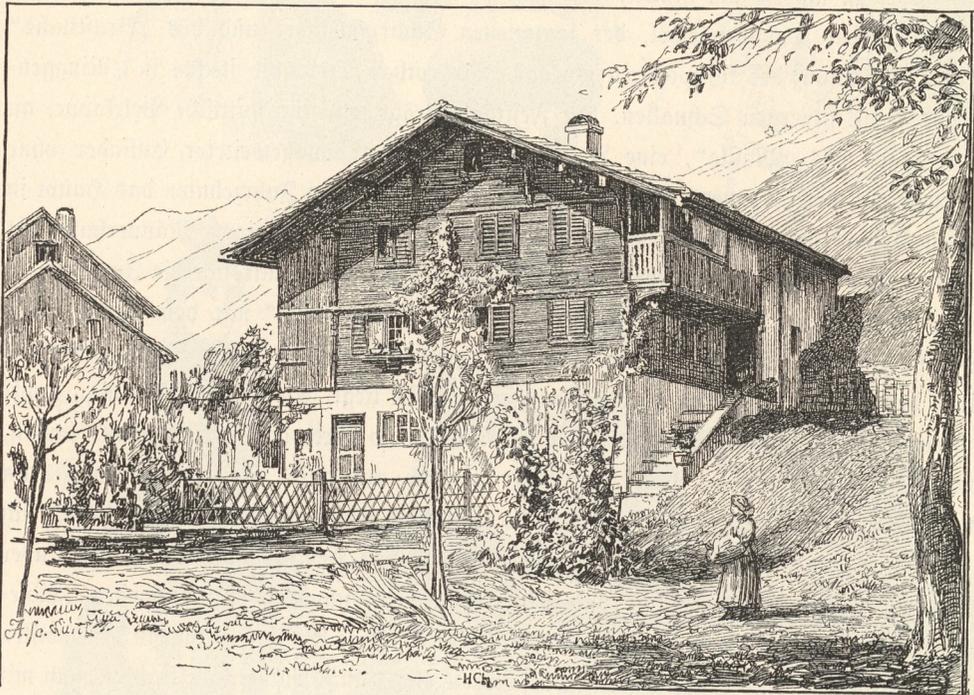
betrachtet, ist wie das Wälderhaus aus behauenen Stämmen „gestriekt“ und mit einem weitvorragenden alpenhaften Schindeldach gedeckt. Die Hausthür befindet sich an der der Sonne zugewandten Trauffseite in einem Winkel, der durch einen Vorsprung des Hintertheils des Hauses gebildet wird. Von der Thür bis an die Stirnseite zieht sich ein Vorplatz, welchen entweder ein kleiner, nur über ihn sich hinziehender Söller oder lediglich das Dach beschattet. Die nicht großen Fenster sind mit geschnitzten Rahmen eingefasst und durch seitwärts angebrachte Laden verschließbar. Über dem Erdgeschoß und dem ersten Stock ziehen zuweilen Würfel- und Bogenfriese oder Zahnstäbe hin und verleihen mit den Ausschnitten des Söllers, der Zeichnung der Fensterrahmen und den

Formen der Fettenköpfe und ihrer Unterzüge, die alle Stufen von der größten Einfachheit bis zu barocker Ausbildung durchlaufen, einen anheimelnden Schmuck. Dazu wirkt gar traulich die rothbraune Farbe, welche das Fichtenholz der Wand mit der Zeit an der Sonne gewinnt. Selten fehlen die Jahrzahl der Erbauung, die Namen der ersten Besitzer, leserliche oder halbverwischte Sprüche. Reicher Blumenflor nicht zumal von den oberen Fenstern und hebt sich gar wunderbar vom dunkeln Hintergrund ab. Durch die Flur gelangen wir in die Küche und daneben in die sauber getäfelte Stube. Diese erhält ihr Licht durch zwei Front- und zwei Seitenfenster, unter denen die befestigte Bank hinläuft. Neben der Thür prunkt einerseits ein großer, bunt bemalter Kasten, eine Art Credenz, anderseits ein beträchtlicher, doch nicht hoher Ofen, an den sich Bänke lehnen. Vor dem „Spauswinkel“, den die beiden Fensterwände bilden, stellt sich der ansehnliche achteckige Tisch, der oft in der Mitte eine Schieferplatte und überdies schön eingelegte Arbeit zeigt. Im Spauswinkel hängt ein Kreuzbild. Einige Stühle, ein Spiegel, Heiligenbilder, Photographien, eine Schwarzwälder Uhr, ein Weihwasserkesselchen und allenfalls eine Commode vollenden die Einrichtung. Eine Thür führt in die meist einfenstrige Kammer. Aus der Flur leitet eine manchmal recht steile Treppe in das obere Stockwerk, das die Stuben- und die äußere Kammer sammt der „Loba“ umfaßt.

Von Volksstrachten kann heute wohl nur mehr bei den Bregenzerwälderinnen, Walserinnen und Montavonerinnen gesprochen werden. Das Hauptkleidungsstück der Wälderin ist die ärmellose „Suppe“, die der Hauptsache nach aus schwarzer, vielfach gefältelter Glanzleinwand bestehend, von den Schultern bis auf die Knöchel fällt und über den Hüften durch einen schwarzen, mit Silberschnalle geschmückten Lederriemen gegürtet wird, während etwa in der Höhe der Kniee ein schmaler blauer Streifen ringsherum genäht ist. Um den Hals ist das „Wieder“ (das heißt, der sehr kurze „Leib“) der Suppe etwas ausgeschnitten und mit breitem, oft gesticktem Seidenband verbrämt. Den Hals umschließt das sammtene Goller, zwischen dem und der Suppe das „Türtuch“ eingesteckt wird, dessen allein sichtbaren oberen Rand eine goldene Borte ziert. Die Reichen tragen Ärmel aus schweren farbigen Seidenstoffen. Zum Gang in die Kirche schlüpfen alle Wälderinnen vom zwanzigsten Jahre an in den „Schalk“, eine sehr kurze und sehr enge Jacke aus schwarzer Glanzleinwand. Das in äußerst stramme und um das Haupt gewundene Zöpfe geflochtene Haar verhüllt an Werktagen gewöhnlich eine Pelzkappe, der „Baier“, an Sonntagen eine aus schwarzblauer Wolle gestrickte kegelförmige, ganz oben etwas abgestuzte „Kappe“. Im Sommer tritt an deren Stelle ein schwarzer breitkrämpiger Strohhut mit sehr niederem scharfkantigem Gupfe, um den sich ein breites Seidenband schlingt. Die Jungfrauen setzen bei kirchlichen Umzügen das „Schäppelle“ auf; einem schwarzsammtenen, häufig den gestickten Namen Jesu, seltener den der Holden tragenden

Reife entsteigt eine nach oben kelchförmig geöffnete Krone, eine zierliche Arbeit aus Gold- und Silberdraht und Fitter. Als Zeichen der Trauer dienen die „Stuche“ und der „Leidmantel“. Es sei noch bemerkt, daß in alter Zeit kurze weiße Suppen und weiße Kappen im Schwunge waren. — Das „kurze Häß“ des Wälders ist jetzt fast ebenso verschwunden, wie schon längst der Mantel des alten Wälder Rathsherrn.

Die Walserin des Luzthals bekennt als ihre Lieblingsfarbe feuriges Roth — roth sind „Wieder“, Rock und Strümpfe. Der Rock beginnt über der Brust seiner Trägerin,



Ein Montavoner Haus.

und da dort auch die große Schürze gebunden wird, ist die ganze Gestalt entstellt. Als Kopfbedeckung herrscht die Brämkeppe, deren unterer Theil mit einem Pelz verbrämt ist, während der obere, weiter ausgreifende, aus schwarzem Sammt besteht. Aus Sammt ist auch die Mäse, welche auf besagten Pelz genäht ist. Aus der Tracht der Walserin hat sich die der Montavonerin gar sehr zu ihrem Vorthheil entwickelt. Rock und „Wieder“ haften auch hier aneinander, aber dieses hat seine ordnungsmäßige Länge. Der dunkle Rock zeigt unten inwendig einen rothen Besatz und außen ein schwarzes Sammtband. Das Wieder, aus demselben Wollenstoff wie der Rock oder aus grünem oder rothem Damast, ist um den Hals und vorn um seinen weiten herzförmigen Ausschnitt mit einem breiten schwarzen, fein gesteppten Moiréband eingefast. Aus dem Ausschnitt blickt das seidene Untermieder

und der seiner Form nach dem Ausschnitt entsprechende, aber schmalere und von der „Brisnestel“, die durch die zahlreichen Hasfen des Mieders im Zickzack gezogen ist, festgehaltene Schild des „Brusttuchs“. An den Hals schmiegen sich ein sammtener mit Moiréband gefäumter Kragen, das „Zible“, und ein Atlashalstuch. Der große schwarzseidene Schurz verhüllt den Rock selbst hinten schier völlig. Auch der „Glöcklischopa“ hat um den Hals und vorn, wo er weiter offen steht als das Mieder, jene feine abgesteppte Bändeinfassung, liegt übrigens enge an, reicht so weit nach abwärts als das Mieder und bildet zu unterst am Rücken drei Falten, „Glöckle“ genannt. Die Stickereien der Umschläge der Tschopenärmel, der sammtenen Schürzenbänder und des „Brusttuchs“ bilden den Glanz des kostspieligen Anzugs. Die rothen Strümpfe stecken in „Ringgeschuhen“ mit silbernen Schnallen. An Festtagen trägt man die stattliche Pelzkappe, an Sonntagen das „Mäßle“, eine Art hoher, oben stark ausgeweiteter Cylinder ohne Krämpfe. In der „Trauer“ hüllte sich auch hier noch vor drei Jahrzehnten das Haupt in weiße Tücher und darüber setzte man einen niederen breitkrämpigen Männerhut; das nannte man „Sturz und Stuha“. Bei festlichen Umzügen schmückt sich die Jungfrau in der „Außerfratte“ mit dem „Schäppel“, in der „Zinnerfratte“ mit dem Kranz. Der Schäppel wird in Schruns mit einem rothen Tafftband befestigt, dessen Masche unter den über den Rücken hängenden breit geflochtenen Zöpfen liegt. An diese werden die „Zopfschnüre“, breite gestickte Sammtbänder gehängt, die so durch das Schürzenband laufen, daß sie einerseits bis zur Mitte des Rocks flattern, anderseits mit ihrem Ende bis an dessen Saum reichen. Der „Tschopen“ fehlt bei solcher Gelegenheit. Die Arme hüllen sich lediglich in die weiten, langen Ärmel des schneeweißen Hemdes; an das „Zible“ aber werden die schmalen, in Stoff und Stickerei den Zopfschnüren entsprechenden „Ziblebänder“ gehängt, die unter den Armen durchlaufen. Einfacher ist der Putz in den meisten anderen Gemeinden. Die Bürgerfrau beschwerte ihr Haupt vor sechzig Jahren noch mit der golden gleißenden Radhaube.

Das Volksleben bietet anderwärts oft ein viel farbenprächtigeres Bild, doch begegnen uns auch hier eigen geartete Züge, die freilich je länger, je mehr verbleichen. Das Kind wird nach seiner Geburt so schnell als möglich und stets in der Kirche getauft. Dahin trägt es entweder der Vater oder die Hebamme, auch wohl die „Gotta“ (Pathin), welche ihre Würde mit einem männlichen Partner, dem „Götti“ theilt. Im „Walde“ gehen der „Götte“ und das „Gottle“ mit der Wehmutter und dem Kinde nach der Taufe ins Wirthshaus; jener zahlt die Zeche. Ähnlich ist es in Mittelberg. In Blumenegg werden die Pathen im Hause der Eltern des Täuflings bewirthet. Auf dem Tannberg legen die Gevattern je eine durchlöchernte Silbermünze, durch welche ein rothes Band gezogen ist, unter das Kissen. In Mittelberg wird ein Geldgeschenk gleichfalls in den



Trachten aus Vorarlberg: 1. Montavon. 2. Montavonerin in Trauer. 3. Walsertal. 4. Bregenzerwald. 5. Montavoner Schöpplerin. 6. Schöpplerin aus dem Bregenzerwald. 7. Commer- 8. Sonntags-Tracht im Bregenzerwald. 9. Trauerkleidung im Bregenzerwald.

„Pfulba“ gegeben; nicht minder im Walde, wo wie an anderen Orten diese Gabe das „Einstrickgeld“ heißt. Im Montavon schneidet man von einem „Wachsrodol“ ein fußlanges Stück, biegt es in zwei Schenkel und dreht sie übereinander; hier findet nun das „Fstreckgeld“ zwischen den beiden Theilen der gewundenen Kerze seinen Platz. Erhält ein Kind keines, so lernt es stehen oder mißrath in anderer Weise. Die Taufkerze soll erst beim Tode des Täuflings wieder angezündet werden. Die Wöchnerin ist, bis sie „vorgesegnet“ wird, der Einwirkung des Doggi und allerlei Unholdenwerk ausgesetzt, wogegen mit Weihwasser und Scapulieren angekämpft wird.

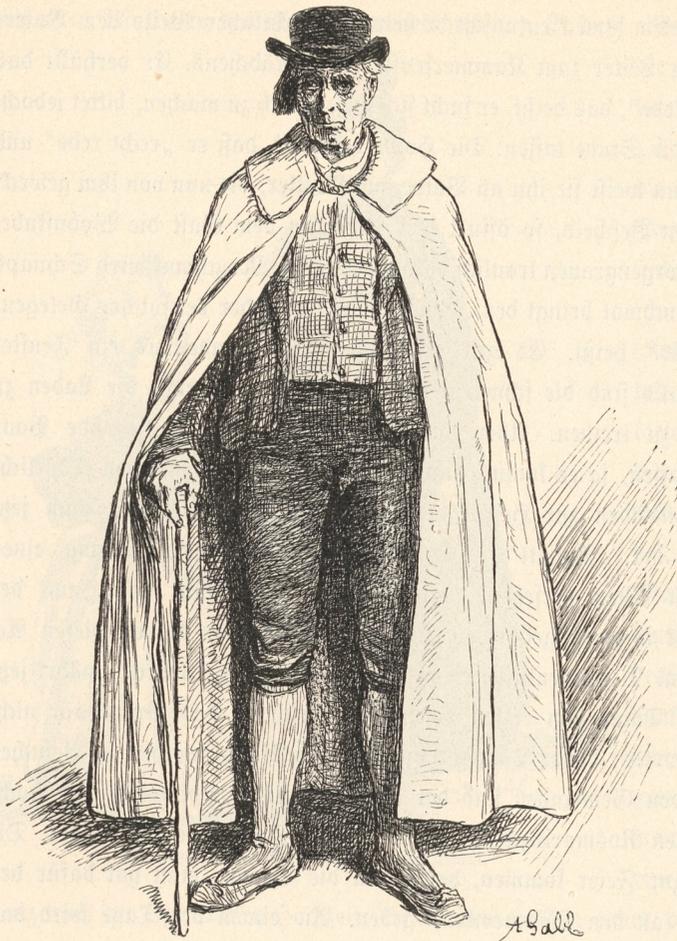
Das Kind wächst auf dem Lande oft in ärmlichen Verhältnissen auf, aber auch das ärmste hat gar manchen Tag der Lust. Als ein solcher muß der Neujahrstag genannt werden. Am Vech bestrebt sich die ganze Jugend schulpflichtigen Alters womöglich in allen Häusern der Gemeinde ein gutes, glückseliges neues Jahr zu wünschen und dafür ein Schärfelein einzuheimsen; selbst die Sprößlinge wohlhabender Leute besinnen sich nicht, von Armen ein Geschenk anzunehmen. Im „Walde“ umschwärmen dürstige Kinder schon bei Tagesgrauen die Hausthüren und empfangen Geld oder Brot und Obst. Ähnlich ist das Treiben im Unterlande und im Walgau. Am Neujahrstag beschenken auch die Pathen. Im „Walde“ wurde ehemals ein Eierzopf oder ein scheibenartiger Brotlaib gespendet, jetzt gibt man häufiger ein Geldstück. Hat sich das Pathenkind verhehelicht, so muß es die Pathen beschenken. Im Montavon erhalten die Kinder das „Guotjahr“ in „Migge“ (längliche Brotform), wenigstens bis sie der Schule entwachsen sind, in Blumenegg, bis sie heiraten, dann laden sie die Pathen zur „Hozig“ (Hochzeit).

Der schönste Festbrauch des Jahres für Jung und Alt ist die Frühlingsfeier am Funkensonntag, dem ersten Sonntag in der Fasten. Sie war einstens über das ganze Land verbreitet, hat sich aber jetzt auf den Walhengau an der Ill zurückgezogen. Den „Funke“, in Blumenegg „Büscha“, eine junge Tanne, befördert man an manchen Orten unter Trommelwirbel im Geleite einer Schar jubelnder Knaben auf den Festplatz. Am Wipfel wird eine aus Stroh und alten Kleidern gefertigte Hexe befestigt, der man in die rechte Hand einen Besen und in den Kopf eine tüchtige Ladung Pulver gibt. Der Stamm des Baumes verschwindet in einer Umhüllung von Stroh und Scheitern, die durch den Sammeleifer der Schuljugend herbeigeschafft wurde. Beim Anbruch der Nacht werden die Funken entzündet und rings um dieselben von Knaben und Mädchen Fackeln geschwungen. Zaucher und Schüsse wechseln mit Gesang und Musik und in einigen Dörfern erschallt die Strophe:

Flack us, flack us
Über alle Spitz' und Berg' us!
Schmalz i dar Pfanna,
Kara (Korn) i dar Wanna,

Küchli i dar Schüßla,
Pflueg i dar Erda;
Gott alls gröta (gerathen) löt (läßt)
Zwüschat alle Stega und Weg!

Aber nicht nur um die Funken werden die Fackeln geschwungen, sondern auch auf Anhöhen in der Nähe einzelner Gehöfte durch die Kinder der Nachbarn. So sieht man im schönen Thalkessel von Schruns etwa zwanzig Funken und unzählige Fackeln auf den häuserreichen Gehängen der Berge. Einen anderen sehr passenden Punkt zur Beobachtung



Ein Wälder Rathsmann.

des Schauspiels bietet Maria-Grün bei Feldkirch. In Vandans und in der Innerfratte fristete sich der Brauch des Scheibenschlagens am längsten. Kleine runde Scheiben von dürrer Buchenholz mit einem Loch in der Mitte wurden an die Spitze einer anderthalb Meter langen Haselruthe gesteckt, im Feuer geglüht, herausgerissen, geschwungen und, nachdem sie auf einem Brett aufgeschlagen, hoch durch die Luft als feurige Kugeln und funkensprühend in das Thal geschleudert. Dabei fragte wohl der Bursche, der eine Scheibe schlug: „Schibat, Schibat überin, wem soll die Schibat sin?“ worauf der Name einer Person genannt ward.

Am Funkensonntag werden auch allerlei „Küechle“ gebacken und nicht nur von der Familie verzehrt, sondern auch Besuchern und Gästen vorgesetzt, sowie Armen und Kindern gereicht. Auch im „Walde“ gilt noch diese Sitte, obgleich an die Stelle des Funkens das „Sanct Johannisfeuer“ getreten ist.

Ein anderer Tag der Freude wird durch den heiligen Nikolaus geschaffen. Die Gebräuche der Bescherung sind die gleichen wie anderswo; eigenthümlich ist es, daß der

Heilige in Montavon und Wasserthal zwar an seinem Festtag die Kinder besucht, aber erst am Weihnachtabend „einlegt“. Wie sonst der Storch bringt im oberen Borarlberg er die kleinen Kinder; dabei versetzt er der Mutter einen „Sparz“ (Tritt), so daß sie eine Zeitlang das Bett hüten muß.

Die Liebe sucht ihre geheimen Wege. Der junge „Wälber“ geht „auf den Strich“ oder zur „Stubat“. Zu diesem Zweck entwischt er heimlich nächtlicher Weile dem Vaterhaus und klimmt auf einer Leiter zum Kammerfenster des Mädchens. Er verhüllt das Gesicht und „verkehrt die Rede“, das heißt, er sucht sich unkenntlich zu machen, bittet jedoch, die „Motol“ möge ihn in die Stube lassen. Die Holde verlangt, daß er „recht rede“ und sich zu erkennen gebe; sodann weist sie ihn an Vater und Mutter, die nun von ihm geweckt werden. Erhält er günstigen Bescheid, so öffnet das Mädchen dem Gast die Wohnstube, wo das Paar bis gegen Morgengrauen traulich verbleiben mag. Manchmal wird Schnaps oder Kaffee aufgetischt, manchmal bringt der „Buob“ Wein mit, der bei solcher Gelegenheit „Bettler“ oder „Tijis“ heißt. Es gilt als Regel, daß mindestens ein Fenster unverhüllt bleibe, andernfalls sind die schwärmenden Nachtbuben geneigt, die Laden zu zertrümmern und Unfug zu treiben. Aber auch sonst muß sich das liebende Paar manche Neckerei gefallen lassen, ja es kommt auch zu Prügeleien und blutigen Thätlichkeiten. Haben sich die Liebenden zur Heirat entschlossen, so erfolgt häufig auch jetzt noch nach altem Brauch der „Antritt“. Der Bursche besucht in Begleitung eines Freundes, hinlänglich mit Wein versehen, nach Einbruch der Nacht das Haus der Zukünftigen und feiert mit ihren Angehörigen den „Einstand“; man könnte diesen Act die Verlobungsfeier nennen. Der eigentliche Brautstand, das „Hochzeitleben“, währt jetzt im Walde meist nur acht Tage. Am ersten Verkündtag erscheint das Brautpaar nicht in der Kirche des Heimatsortes; dieser Tag und die folgende Woche werden zu Besuchen und Einladungen in fremden Gemeinden und der eigenen benützt. Hochzeiter und Hochzeiterin tragen als Abzeichen Rosmarinzweige, jener auf dem Hut, diese im Nieder. Die Geladenen, welche nicht zur Feier kommen, beschenken die Braut; man hat dafür den Ausdruck: „a d' Wicko“ (an den Spinnrocken) geben. An einem der Tage wird das Brautfuder überführt. Nachbarn und Freunde halten einen mit Inschrift versehenen Kranz oder ein Band über die Straße und der Hochzeiter erkauft den freien Durchzug. Das künftige Heim findet das Paar mit Kränzen und Inschriften geschmückt und der Einzug wird oft durch Schüsse begrüßt. Zum Kirchgang schließen sich dem Paare gewöhnlich nur die nächsten Verwandten an, doch gibt es auch Brautführer, „Sunfer“ und „Jungfrauen“. Die Braut trägt das „Schäppele“ und den Leidmantel, wenn sie aber Witwe ist, die „Stuche“; findet eine Hochzeit mit Tanzmusik statt, was nicht immer geschieht, so wird dem Tanz eifrig gehuldigt. Jetzt tanzt man im Walde fast nur mehr

die allerorten üblichen Rundtänze, nur geräuschvoller als in den Städten. Ein urwüchziger Bursche leitet den Tanz mit einem tactmäßigen Stampfen, dem „Doppeliren“, ein, unter welchem oft die Dielen schwanfen. Die alten „offenen“ Walzer und andere Tänze, wie der „die drei ledernen Strümpf“ benannte, welcher aus einer Anzahl Figuren und eingeschobenen Polkas bestand, gehören nun zu den Seltenheiten. Nicht viel besser geht es den alten Tänzen in den übrigen Landestheilen, z. B. dem „Kangger“ im Montavon, und



Bludenzcr Bürgersfrau und Tamberger Braut.

die noch an vielen Orten vorhandenen, „Tanzlauben“ und „Tanzhäuser“, in denen einst die öffentlichen Reigen gesprungen wurden, dienen jetzt anderen Zwecken. Der Faschingsonntag, die „Kilbena“ (Kirchweihen), einzelne Markt-tage und eben die Hochzeiten bieten die Gelegenheiten, bei denen die Tanzwuth sich aus-tobt. Auf der Hochzeit unter-bricht den Tanz das lange Mahl, welches durch die Tafel-musik belebt wird. Am Schluß desselben beginnt nach der Ab-dankungsrede das „Holsen“, indem der Wirth und der Hoch-zeiter die Gaben der Gäste sammeln und der letztere durch einen Händedruck dankt. Der

Tanz nach der eigentlichen Hochzeit, die mit dem Holsen endet, die „Nachhochzeit,“ dauert bis in die Frühstunden.

Im Montavon heißt die Braut „Spausa“, der Bräutigam „Späuslig“; jene trägt einen Rosmarinschäppel. Im ganzen Oberland wird beim Mahle der Braut der Schuh gestohlen; der Brautführer („Ehrag’sell“) muß dann Lösegeld zahlen und der Schuh wird bekränzt zurückgetragen. Der Ehrengeselle tanzt die ersten drei Tänze allein mit der Braut; im großen Walsertal und auf dem Tamberg kommen dann die übrigen Bursche an die Reihe, die dafür ein Silberstück entrichten. Beim Schenken gibt es verschiedene Bräuche. Im großen Walsertal z. B. setzt die Mutter den „Sevischäppel“ der „G’schbuisa“ auf

einen Teller und die Gabe fällt durch eine röhrenartige Öffnung des Schäppels hinab; daher sagt man: „Ins Schäppili helfen“. In Blumenegg wird vor dem heimkehrenden Paare die Hausthür gesperrt und erst nach scherzhafter Wechselrede geöffnet. Einem mißliebigen Späuslig machen im Montavon die Bursche wohl auch eine Katzenmusik. Noch erwähnen wir des früheren Auspuzes der Tannberger Braut. Sie trug walsertische Trauertracht, nur daß das längere „Wieder“ die Büste umschloß: schwarzer Rock, schwarzseidene Schürze und über dem Wieder das „Schalkli“. Um den Hals schlang sich ein großer, schwerer „Rosenkranz“ aus Cocosperlen in Silberfassung, dessen Silberkreuz und Medaillon am „Fürtuch“ auf der Brust befestigt waren; am Busen prangte auch ein Blumenstrauß mit vergoldetem Rosmarinzweig; der „Schappel“, die hängenden Zöpfe und bunten Bänder erinnern uns an die geschilderte Tracht der Montavonerin. In der Hand hielt die Braut ein in Duodez gefaltetes und für diese Form festgenähtes farbiges Taschentuch, das an der oberen Schmalseite mit kleinen vergoldeten Rosmarinzweigen besteckt war.

Wenige Besonderheiten entfalten die Todtenbräuche, sie bestätigen aber durchaus den frommen Sinn des Volkes. Erwähnt möge werden, daß weder am Sarg eiserne Nägel noch am Gewand des Todten metallene Knöpfe, Haften und dergleichen sich finden dürfen; sie könnten durch heftiges Brennen die Leiden des Verbliebenen im Fegfeuer mehren. Diese Meinung und ähnliche früher erwähnte leiten uns hinüber in das Gebiet der Mythie.

Man erzählt noch heute von allerlei geheimnißvollen Wesen, die zumal die höheren Alpengegenden bevölkern, und der Glaube an das Vorhandensein solcher Gestalten ist noch keineswegs geschwunden, so sehr auch Zweifel und selbst Spott in einzelnen Fällen verlauten. Fast allenthalben kennt man das „Nachtvolk“, das im Unterland „Wuethas“, im Walde „Muethas“ heißt. Im Gebiete der Silvretta haufen die „Fenken“, Männer und Weiber mit Haaren bedeckt; sie verdingen sich auch als Hirten und Mägde und gleichen den „wilden Leuten“. In ihnen lebt die Erinnerung an die Ureinwohner fort. Die „Bütze“ trennen sich in die beiden Hauptarten der Haus- und Alpenbütze; die ersteren bewähren oft eine gewisse Gemüthlichkeit, die letzteren treiben besonders nach dem Abzug der Hirten von den Hochalpen dort ihr Wesen. Viele Bütze unterscheiden sich durch nichts von den „Geistern“; nach der Anschauung der Walsen sollen aber einige den gefallenen Engeln angehören; noch andere sind recht eigentlich mythische Wesen, wie das „Doggi“ und der „Schrättlig“: bössartige Hausgeister, dem unheimlichen Geschlecht der Nachtmaren vergleichbar. Die „Benedigermännlein“, angeblich fremde steinkundige Leute, stellen sich zu den germanischen Zwergen. Schatzsagen gibt es fast von allen Burgen des Landes. Riesen werden wegen ihrer Unthaten versteinert oder thun sich als erfahrene Baumeister hervor.

Manche Züge der Riesenjagen begegnen uns wieder in Teufelsgeschichten. Allgemein verbreitet sind die Erzählungen von Hexen. Als Zusammenkunftsorte derselben gelten die Annalpe bei Au, die Wildkirche an der Kanisfluh, die Winterstaude, das Wolfsurter Feld, die Emserreute, der Hexenstein über Bürs und besonders der Zamang im Montavon.

Neben der Mythe hat sich auch die geschichtliche Sage entwickelt. Den ältesten Zeitraum vertreten die Legenden von St. Fridolin vor dem Gericht zu Rankweil, vom heiligen Gallus und von St. Gerold. Die Treue der Vorarlberger, die Liebe zum Herrscherhause empfängt den schönsten Ausdruck im Bericht von der freundlichen Aufnahme des flüchtigen Herzogs Friedel zu Bludenz. Jeder der vier Hauptkriege, die das Land betrafen, wird durch Sagen geschmückt: im Appenzeller Krieg rettet die Bettlerin Guta Bregenz; im Schwabenkrieg hat der Verrath des Uli Marijs den Verlust der Schlacht von Frastantz im Gefolge; gegen die Schweden erringen die Wälderinnen auf wunderbare Weise den Sieg an der „rothen Egg“, nachdem jene durch den Verrath eines später in den „Muschhund“ verzauberten Lochauers Bregenz gewonnen; vom Übermuth der Franzosen endlich zeugt das geschändete Bildstöcklein auf der Lojen.

Weniger ergiebige Ausbeute liefert die Schürfung auf dem Boden des Volksschauspiels und des Volksliedes. Rudolf, der letzte Graf von Montfort-Feldkirch, ergögte sich mit den Bürgern seiner Stadt an vielfacher löblicher Kurzweil; 1389 führten sie auf dem Gottesacker der Pfarrkirche ein Osterspiel auf „schön und kostlich, welches in die drei Tag gewehret“. Das Passionspiel wurde an mehreren Orten gepflegt, z. B. in Bludesch und Schoppernau. Am meisten scheint auf diesem Gebiete Mittelberg geleistet zu haben. Dort wurde als erstes Stück 1722 „Der arme Lazarus und der reiche Prasser“ gegeben. Die Passion wurde zum erstenmal 1724 und dann von 1726 bis 1798 dreißigmal gespielt. Die Feier umfaßte zwei Tage. Am Mittwoch der Charwoche wurde das eigentliche Passionspiel in dem vergrößerten Tanzhaus aufgeführt, am Gründonnerstag die „Kreuzigung“, die Passionsprocession, abgehalten. Viele Zuschauer, die aus Baiern, dem Walde und vom Tannberge herbeikamen, erfüllten den Kirchplatz. Im Festzuge prangten unter andern die drei Kriegsfahnen der Mittelberger. Eigene „Komedevögte“ hatten das Spiel zu leiten. Es wurden auch Stücke von Sebastian Sailer und andere derb komische dargeboten. Die jesuitische und bairische Zeit erwiesen sich dem Brauche ungünstig. 1820 wurde noch Janns „Sieg der Religion“ gespielt und erst 1890 mit einem „Ägyptischen Josef“ an diese alten Bestrebungen wieder angeknüpft.

Man hört im Volke Vorarlbergs zwar zuweilen vierzeilige „G'fäkle“ (Schnaderhüpfeln), sie dürften jedoch allzumal aus Tirol und der Schweiz bezogen und nur sprachlich zurechtgerückt sein. Auch andere Gattungen des Volksliedes fehlen. Dafür hat sich eine ziemlich reiche mundartliche Dichtung entwickelt, die einigermassen als Ersatz der

Volkspoesie gelten kann. Voran steht hierin die Landeshauptstadt Bregenz, denn in ihr erblickten die beiden ältesten und der fruchtbarste und beliebteste dieser Dichter das Licht der Welt. Der Decan Christoph Anton Walser (1783 bis 1855) ragt besonders hervor durch seine Behandlung der Ehrgutafage. Auf ihn folgt Gebhard Weiß (1800 bis 1874), der einzige dieser Gruppe aus dem Handwerkerstand. Er war der Grübel Vorarlbergs und hatte mit dem von Goethe so warm empfohlenen Nürnberger Klempernermeister nicht nur das Handwerk, sondern auch das geistige Gesichtsfeld gemein, indem er mit Bewußtsein sich als Bregenzer Philister fühlte und von diesem Standpunkt aus politische und unpolitische Ereignisse besang. Kaspar Hagen (1820 bis 1885), weiland Stadtarzt in Bregenz, schuf in unermüdlicher Thätigkeit empfindungsvolle Lieder, ergreifende Balladen, gemüthliche Erzählungen und gelungene Schwänke. Den Bregenzerwald vertritt in unserem Kreise Josef Feldkircher (1812 bis 1851) aus Andelsbuch, der als Geistlicher im Mainzer Sprengel lebte und auf der Heimreise zu Bamberg starb. „Der Wäldarbuob“ und „d' Wäldarschmelg“ sind zwei vorzügliche Charakterbilder, denen sich die „Wäldarfabla“ würdig anschließen. Die verdienstvollste Wirksamkeit entfaltete Dr. Franz Josef Bonbun (1824 bis 1870) aus Laz bei Nüzibers, seit 1850 Arzt in Schruns. Er sammelte die Sagen des Landes und behandelte mehrere derselben sehr glücklich in dichterischer Form. Von seinen vortrefflichen lyrischen Gedichten haben sich leider nur wenige erhalten. Die volksthümliche Weise der Lyrik wußte jedoch am besten Seeger an der Luß (Dr. Ludwig Seeger, geb. 1831 zu Thüringen in Blumenegg, seit 1869 Arzt in Wien) anzuschlagen, besonders durch seine „G'sägle“ und „G'sängle“. Daneben bringt seine Gedichtsammlung „Mit lugg lö“ scherzhafte und ernste Erzählungen; unter ihnen verdienen „der Rolle Hans“ und der „G'spufagang“ als die hervorragendsten genannt zu werden.

Musik und Volksmusik in Tirol und Vorarlberg.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Nachbarländern findet sich, wenn man Kunst- und Volksmusik scheidet. Während Tirol ein eigenes Volkslied hat, entbehrt Vorarlberg desselben. Es hat fast den Anschein, als ob der vorzugsweise auf das Praktische gerichtete Sinn des Vorarlbergers ein Volkslied nicht keimen lasse. Der Tiroler dagegen nimmt das Leben gern von der fröhlichen Seite, besonders in jenen Thälern, wo er nicht gezwungen ist, den Kampf des Daseins mit der Natur zu ringen. So erklärt es sich, daß es im deutschen Tirol kaum ein Thal geben wird, in welchem so laut wie im Zillertal das Volkslied erklingt. Nirgends wird auch der Tanz so leidenschaftlich geliebt. Die Lieder, von sinnreichen, lustigen Köpfen des Thals selbst verfaßt, haben meist irgend ein interessantes Abenteuer zum Gegenstand und sind größtentheils scherzenden, satirischen oder hohnstreckenden Geistes. Sie werden nicht nur bei den Zusammenkünften in der Wirthsstube